Hedwig Wingler

Vergessenes und Erinnertes

Texte

edition keiper

www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2020

literatur nr. 116
Lektorat: Maria Ankowitsch
Cover, Layout und Satz: textzentrum graz
Coverfoto: Ingobert Luttenberger
Coverbild: Rosenthal an der Kainach, Aquarell von Hedwig Hochhauser
Autorenfoto: Agathon Koren
Druck und Bindung: Custom Printing
ISBN 978-3-903144-94-1

Das Land Steiermark
→ Kultur, Europa, Außenbeziehungen

GRAZ

Hedwig Wingler

Vergessenes und Erinnertes

Texte

Inhaltsverzeichnis

Einleitung. Reflexiv-poetisch 7

Porträts 25
Die »kleine Anna« 27
Margerit 36
Alfons Hochhauser 50
Dunja 59

Eine Reise 77
Reise nach Sarajevo 79

Splitter aus Berlin 105
Innerdeutscher Briefverkehr 107
Die Frage nach dem Friedhof 111
Unvernünftig? Vernünftig? 116
Texte aus Österreich sind österreichisch 120
Ein kleiner Brauner zu schwarzer Musik 124
Verfremdung durch Konjunktiv 128
»Die Verschleppung« 132
Zechendorf oder Ziehendorf 136
Uli 141

Splitter aus der Steiermark 145
Typisch 147
Der »Russe« in Kainach 150

Erinnerungen 155
Frauenräume in Alltag und Architektur 157
Christmas 1955 175
Königin und Kaiserin 180

Vergessenes und Erinnertes 191

Einleitung. Reflexiv-poetisch.

»Eines schönes Tages.« Kaum setze ich mich, um zu schreiben, schon fällt mir ein Zitat ein: das Anführungszeichen, der Stolperstein, die Metapher für die Sperre, die Klammer. Was soll als Erstes die Hemmnis? Ich will von mir schreiben, und nichts anderes fällt mir ein, als was ein anderer einmal zu mir gesagt hat? »Eines schönes Tages.« Wer es war, ist jetzt nicht so wichtig. Ich spüre also schon dieses Zögern, Worte zu fassen. Rot, Grau, Gelb, Rostrot sind handfest und vor meinen Augen unwiderlegbar. Oder auch das nicht? Aus wiederholten und mich immer wieder überraschenden Versuchen weiß ich, dass mein rechtes Auge mit einem Blaustich sieht, mein linkes sieht mit einem Gelbstich. In Zeiten des Krankseins hat es mich als bettlägeriges Kind irritiert und unterhalten, jetzt, »eines schönes Tages«, nehme ich es als Teil des Geflechtes, das hinter mir liegt und das ich unter dem Inbegriff »mein Leben« weiterstückle.

Die Farbe der Haut des Unterarms, der eigenen Hand umspringen lassen von Bläulich zu Gelblich.

Im Kopf liegen mehrere Kategorien von Erinnerungsstoff nebeneinander. Kategorie ist hier als formale Einteilung gemeint.

Eine davon ist die des Curriculum vitae, wie ich sie nennen will. »Der eigenhändig geschriebene Lebenslauf« der Bewerbung um die ausgeschriebene Stelle. Oder der Satz »Gestern hörte ich ein Interview mit der Enkelin Sophie Freud im Radio, sie sagte über Großvater Sigmund …« als Eintragung in mein Tagebuch, 21. April 1989.

Eine andere Kategorie ist die der »Geschichten«. Was passiert ist, liegt schon vorgeformt bereit und ist abrufbar. »Weißt du noch, als du mit zwölf Jahren die Mandeloperation hattest, durch die verrutschte Binde über den Augen hast du die grüne Gummischürze vom Primar Popovic gesehen, er saß vor dir und riss dir ein Stück aus dem Rachen, und für das Krankenhaus hatten sie dir einen Schlafrock deiner Großmutter Maria gegeben, sie war klein, der passte dir damals.« Oder: »Erinnerst du dich noch, wie Herr Schadek die Besuche im Garten des Hauses in der Feldgasse machte, unter dem Kirschbaum gab es den Holztisch und die Bänke, unter den Bänken lagen Holzklötze als Fußstützen, und Schadeks Boxerhündin Trixi bellte die Klötze erst an und dann schleppte sie sie weg, und dir grauste es, wie es ihr von den Lefzen troff.« – Herrn Schadek gehörte seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg das Kino in Köflach und er kam gern zu meiner Großmutter Maria Tax zum Plaudern in die Feldgasse. Heute heißt die Gasse anders und ist asphaltiert. Damals war sie entsprechend ihrem Namen »befestigt«, wie bei den alten Römern …

Ähnliche Stoffe häufen sich ununterbrochen an, denn es wird ununterbrochen erzählt. Sigi Bosch erzählt mir in Anwesenheit des neunzehnjährigen Johannes, meines Sohnes, wie er ihr mit neun oder zehn Jahren voller Wut über seine Eltern erzählte, dass sie ihn gezwungen hatten, die Wolljacke anzuziehen, er wollte nicht, aber er würde es ihnen schon zeigen, wenn er erst groß sei …

Zu einer dritten Kategorie gehören die Wünsche; sedimentiert, erhalten sie Realität. »Hätte ich damals nur den Mut gehabt, im Studium eine Pause zu machen und von

Graz an eine deutsche Universität zu gehen, oder noch besser nach Löwen (Leuven), dann hätte meine Dissertation über Edmund Husserl eine fundiertere Basis gehabt.« … Die unerfüllbaren Wünsche der Vergangenheit. Aus ihnen baue ich meine Mythen. Oder der Irrealis der Vergangenheit in verneinter Form: »Hätte ich doch nicht Papierwissenschaften studiert!« – Ich habe es aber. Es ist ein Faktum gesetzt, nicht nur eine sprachliche Form. »Wäre er doch nicht gestorben!« – Er ist tot.

*

Irgendwo aufgelesen Friedrich Hölderlins Sedativum, wir suchten den Entwurf für unser Leben, aber es sei selbst der Entwurf. Also wenn ich jetzt weiterschreiben will, müsste ich mich für eine Form entscheiden, nämlich eine der Reduktion. Wäre der Plan, Fiktives zu schreiben, fiele schon ein großes Problem weg, nämlich das der Besetzung, des Personenregisters. Überschaubar würden bestimmte Personen auftreten, Haupt- und Nebenpersonen. Aber in meiner Lage, wie auswählen? Wer ist unwichtig gewesen von denen, die nicht mehr da sind, wer ist wichtig von denen, die um mich herum sind heute?

Eben finde ich in einer Wühlkiste neben dem Schreibtisch zwei Texte von mir, beide vom Oktober 1979. Der eine ist die Kopie eines Briefes an die Autorin Ingeborg Drewitz. »… eine Freundin, der ich heute am Telefon erzählte, dass mir das ›Hochhaus‹ – Ihr Roman – sehr gut gefällt, gestern kaufte ich es, Taschenbuchausgabe – eine Freundin ermutigte mich, Ihnen einfach zu schreiben. Ich selbst, nach Berlin zugezogen, finde mich in einigem wie-

der, nicht insgesamt – aber in Details. Und natürlich bin ich von der Atmosphäre berührt, die Sie schildern, und ich finde Ansichten von Personen, die ich kenne, Meinungen, Vorurteile – und ich fühle mich dadurch berührt, dass meine Haltung zu Meinungen und Vorurteilen über mir bekannte Personen zu überprüfen durch Ihr Buch provoziert wird – ich fürchte, ich schreibe zu kompliziert …« Ja wirklich. Kurz darauf lernte ich Ingeborg Drewitz kennen.

Der zweite Text ist die Kopie eines Briefes vom 16. Oktober 1979 an Margerit. »Meine liebe Margerit, ich versuche, ich versuche heute, Dir zu schreiben, in Gedanken habe ich es schon einige Male gemacht, seit Du mir gesagt hast, ich sollte doch jeden Tag ein bisschen was aufschreiben (sagtest Du, ich sollte es für Dich?). Was war heute: etwas vor sieben Uhr bin ich aufgestanden, habe schon zu den Sieben-Uhr-Nachrichten vom SFB das Teewasser aufgestellt: Pfefferminztee für Johannes, russischen Tee für Hans und mich (Hua Guofeng ist … Der niedersächsische Erziehungsminister hat … Dem DDR-Regimekritiker Robert Havemann wurde … Die Höchsttemperatur des Tages ist …) und ich glaube dann, dass ich zwei nützliche Dinge zugleich mache: das Frühstück und die Aufnahme der Information …« Am Ende der zweiten Seite: »… jetzt bin ich in meinem Bericht erst am Mittag angelangt, vielleicht schreibe ich morgen weiter …«

Ich weiß nicht, ob ich es gemacht habe. Margerit, die mich während unserer Freundschaft ermunterte und ermutigte, »einfach aufzuschreiben«, was tagsüber geschieht. Sie hatte die Fähigkeit, einem das Gefühl zu vermitteln, dass auch das Banale und Banalste, die alltägliche Verrichtung,

es wert war, im Zusammenhang gewürdigt zu werden. Ich liebte es an ihr, dass ihr nichts »egal« war, und sie stand damit im Gegensatz zu anderen Freundinnen, denen nur bestimmte Dinge über der »Wertgrenze der Beachtbarkeit« lagen, wegen ihres Selbstverständnisses – »Ich schätze mich als Intellektuelle ein«, ich damals auch! Aber was für ein Fachidiotentum war das, als wir einen Frauenverlag gründen wollten und schon nach ein oder zwei Gründungsversammlungen uns zerstritten, vermutlich weil wir über die »Kleinigkeiten« hinweggingen und nur über die »große Linie« zu diskutieren bereit waren. Das war damals mein Bestreben, mit »emanzipierten« Frauen gleichzuziehen, alle alleinstehenden Frauen beneidete ich ein bisschen, ich hielt sie für »emanzipiert«, weil sie sich hatten scheiden lassen oder weil sie gar nicht erst sich hatten »ehelich binden« lassen. Ich fühlte mich als Hausfrau-und-Mutter minder. Hätte ich es so formuliert, hätte Margerit mir sicherlich widersprochen: »Du schreibst doch für Zeitschriften und für das Radio, du arbeitest am Schreibtisch, wenn dein Sohn im Bett liegt, auch wenn er dich bis elf in der Nacht immer wieder dort ›kontrolliert‹ …« Sie konnte, wenn es ihr gut ging, sich dem Augenblick überlassen, ich bewunderte das.

Vielleicht ist das eine Geschichte nach Art der »Geschichten« der zweiten Kategorie, und ich müsste schreiben, dass ich die Geschichte heute so interpretiere, dass ich damit falschliege, was Margerits Selbstbewusstsein betrifft. Aber es ging mir damals so, heute vermute ich den Grund darin, dass sie und ich, dass wir uns jenseits jeder Kritik an der andren einfach liebten. Von ihr nehme ich jetzt den Anstoß, über mich zu schreiben. Ich versuche, in Erinnerung an damals, jetzt jeden Tag ein bisschen aufzuschrei-

ben. Es wäre schon gut, wenn eine Konsistenz der Erzählung erreicht würde, Selbstzweifel sind bereits angemeldet.

*

Die sich als professionell verstehende Autorin Gisela Z. gab mir vor einigen Jahren das erste Drittel ihres Romans »Das Schwirrholz«, ein Manuskript, welches ich damals streng wie ein Lektor las und ihr mit einem »OK« zum Druck versehen zurückgab – einige kleine unwesentliche Änderungen vorausgesetzt. Der restliche Teil des Romans war damals nach Giselas Meinung fast fertig. Er ist leider bis heute nicht veröffentlicht. Das finde ich nur mehr damit erklärbar, dass die Autorin dies unfertige Stück braucht als Fragment, auch wenn es inzwischen schon das Volumen eines einzigen Bandes gesprengt hätte, sprengen hätte müssen nach insgesamt mehr als sechs oder sieben Jahren Arbeit. So wie der liebe Walter in Graz seine nie vollendete – vielleicht nie begonnene – Arbeit über Wittgenstein, Ludwig, brauchte und unglücklich über eine fertiggestellte und damit abgenabelte Schrift gewesen wäre. Fertige Bücher können die anderen schreiben!

Der letzte Satz dient mir als Regulativ. – Der Mut zu ein paar Seiten jeden Tag soll hoffentlich bestehen bleiben.

*

Die Gegenwart wird vorläufig ausgeklammert: Heute ist Dienstag, der soundsovielte, es gab ein Kennenlernen zwischen Robin und Frau W., als sie mich von daheim mit ihrem Auto abholte; er war aus Posen gekommen, wie

immer überraschend, meldete sich vom Bahnhof Zoo aus der Telefonzelle, um die Texte abzuholen, die er vom Deutschen ins Englische übersetzen sollte. Auf der Fahrt von der Heerstraße zum Schöneberger Ufer erfasste sie ihn gut, in diesen zehn Minuten. Sie konnte ihn kaum sehen, denn er saß auf dem Rücksitz. Als er sich freundschaftlich von mir verabschiedet hatte – es ist eine Freundschaft auch im Dissens und Widerspruch –, fragte sie mich, indem sie ihren Kopf mit dem charakteristischen Ruck hob, nämlich entgegen der Richtung, in der sie die Augen auf mich richtete: »Braucht er Hilfe?«

Als ich Johannes davon erzähle, sagt er trocken: »Er ist doch verhaltensgestört.« Das ist eben das Problem, mein lieber Sohn Johannes, wo ist die Grenze zwischen den gestörten und ungestörten Wegen und Abhängen unserer Begegnungen, wieweit stilisiert einer sein Anderssein, wie groß ist sein Bedürfnis, sich zu definieren durch den Status des Abweichlers, weil er Angst vor dem Konformismus hat. Frau W., sie ist selbst Mutter, fragt, ob man helfen solle, sie ließe ihm seine Schrullen, wenn er selbst damit zurechtkäme. Er kommt damit zurecht, der Oxford-Doktor, mit seinen Versuchen, das Übel seiner Sozialisation an der Wurzel zu fassen, dort, wo ihn die Eltern noch in ihren Krallen hatten, in Wales. Er wirft ihnen vor, dass sie ihn immer noch als Kind behandeln – ja, aber ich sage, wenn dies wirklich so ist, was soll er es ihnen vorwerfen, soll er es doch genießen die paar Wochen im Jahr, er ist schon die Hälfte seines Lebens nicht mehr bei ihnen, er ist siebenunddreißig Jahre alt und »emanzipierter« wird er nicht werden …

*

Heute in der Lesung der »Kreutzersonate« von Tolstoi im Radio das Gespräch zwischen dem Ehepaar im Arbeitszimmer des Mannes. Diese Verschleierungskraft der Sprache, die die beiden benutzen, um zu verdecken, und sie wissen es auch. Ich glaube, naiv wäre es, wenn man sich des Verdeckens nicht bewusst wäre. Der psychologische und erkenntnistheoretische Aspekt beschäftigt mich und ich spüre, wie schwierig beim Schreiben das Dabeibleiben, das Nicht-Ausweichen ist. Etwas schreiben heißt, viel mehr nicht schreiben. Bei Tolstoi – ob Leo oder Lew –: das Ausweichen vom Sprechen ins Umsichschlagen.

Beim Schreiben bin ich mir selbst ausgesetzt, ohne immer gleich zu wissen, ob ich ausweiche – wovor: gemeint ist, vor der Aufrichtigkeit meines Berichtes, ja, so will ich das nennen, einen Report quer durch die Kategorien der »Geschichten«, Wünsche etc.

»Eines schönes Tages« wurde ich geboren. Erst im Kontrast zu dem, was Gerald über seine Kindheit erzählt, wird mir bewusst, dass ich ein glückliches Kind war, rund und voll war meine Kinderzeit. Oft hat mich später bei der Vorstellung geschaudert, dass meine ersten sechs Jahre in der steirischen Provinz die Jahre des Totschlagens im Krieg und des Mordens in den Lagern und Anstalten waren. Ein »Kind des Anschlusses« nannten mich die Eltern nicht nur scherzhaft. Sie konnten sich tatsächlich erst nach fünfjähriger Verlobung im Jahr 1938 die Heirat leisten, weil der Vater sich nach dem Ende seiner Ausbildung zufällig jetzt selbstständig machen konnte. Ein gutes Jahr danach kam ich zur Welt und ich beendete zur Zeit der Niederschlagung des Regimes, auch »Zusammenbruch« genannt, meine Vorschulzeit – wenn es auch dieses Wort noch nicht gab, so will ich damit sagen, dass ich erst nach der Nazizeit in die Schule kam, Volksschule Köflach, Land Steiermark, Republik Österreich.

Mein Geburtshaus in Rosenthal an der Kainach wurde 1943 abgerissen, weil es auf Kohle stand und die »Hermann-Göring-Werke« die Kohle im Tagebau abzubauen begannen. – Es gibt Zusammenhänge zwischen den Zerstörungen der Bergbaugebiete im »Altreich« durch die alliierten Bombardements und der Forcierung der Kohleförderung in der damaligen Ostmark und auch im besetzten Tschechien, das wurde Jahrzehnte später historisch-kritisch dargestellt. – Das Haus in Rosenthal gehörte den Großeltern mütterlicherseits; meine Eltern wohnten dort, bevor sie ein Jahr nach meiner Geburt eine Gemeindewohnung in einem Sechs-Parteien-Haus in Köflach bekamen, es wurde zu einem der Paradiese meiner Kindheit, das Haus mit den sechs Drei-Zimmer-Wohnungen, die Küche nach Süden mit Blick in den Hof, der mit der Schlacke der Kohle bedeckt war, für die Asche gab es eine Grube und für die Wäsche eine Vorrichtung zum Aufhängen.

An das Geburtshaus habe ich noch eine echte Erinnerung. »Erinnerst du dich, wie deine Kusine Trude und der Großvater mit dir am Bassin im Garten in Rosenthal gespielt haben?« Es gibt ein Foto, zwei kleine Mädchen und ein alter Mann, er und die Kinder in Badehosen am Rand eines Wasserbeckens sitzend, mit festem Blick auf den Fotografen, wohl meinen Vater. Der Abzug des Bildes ist gelblich und hat gezackte Ränder, die kleinen Mädchen haben das Haar etwa in Ohrenhöhe geradegeschnitten und tra-

gen jede einen Haarschopf, von einer Masche in die Höhe gebunden, keck; der alte Mann hat ganz kurzes Haar und seine Badehose spannt sich über einem rundlichen Bauch. Etwa zwei Jahre danach starb der Großvater im Jänner 1944. Er und die Großmutter waren nach Köflach umgezogen, nach dem Abriss meines Geburtshauses und der kleinen Keramikfabrik auf dem Gelände. Eine Fotoaufnahme gibt es davon, wie der hohe Kamin der Anlage gesprengt wird, wie er umknickt, Staub verunklärt den Anblick. Heute ist auch der Tagebau längst abgebaut, nach einer Phase der großen Arbeitslosigkeit unter den Bergarbeitern hat sich die Zahl der ständig im Bergbau Beschäftigten stark reduziert und in der Landschaft ist ein großes Loch geblieben, das ich noch als eine Art Canyon mit schwarzen Kohlenwänden in Erinnerung habe. Jetzt ist der Canyon zugeschüttet mit dem Haldenabfall, und die gewonnene Landschaft ist längst bewachsen und grün. Pläne, einen kleinen See aus dem riesigen Abgrund neben Bundesstraße und Eisenbahntrasse zu machen, indem der Bach gestaut würde, sind nicht verwirklicht.

Der Großvater war im Wohnzimmer der Wohnung, Hauptstraße 191, aufgebahrt. Ich bin immer stolz gewesen, dass es als eines der ältesten Häuser im Ort galt, aus dem 15. Jahrhundert. »Gotisch«, sagte man. Hinter dem Haus verläuft der Mühlgang, der bis vor hundert Jahren im damaligen Markt Köflach fünf Mühlen und Sägewerke betrieb. Als die Großeltern das Haus bezogen, gab es noch eine Schmiedewerkstatt im Erdgeschoß, ich erinnere mich an einen alten Mann, den Schmied, mit einer Lederschürze am offenen Feuer. Hat er Pferde beschlagen? In der Erinnerung taucht ein Amboss auf und ein rot, grün und

weiß glühendes Stück Eisen, der Betrieb war mir höllisch geheimnisvoll. Daneben hatte der Friseur Knizek einen kleinen »Salon«, der Name wurde »Knieschek« ausgesprochen, und bei ihm wurden mir die Haare geschnitten oder eher mit einer Zwickmaschine kurzgezwickt, was weh tat und was ich nicht gernhatte. Neben dem Friseurgeschäft war Frau Kipperers Gemischtwarenladen. Sie zahlte sechsunddreißig Schilling Miete im Monat, und als sie starb und der Laden neu vermietet werden sollte, weil meine Großmutter von den Mieteinnahmen des Hauses lebte – das ergab etwa siebenhundert Schilling von etwa fünfzehn Mietern insgesamt, das muss nach der Währungsreform 1948 gewesen sein –, strengte sich mein Vater an, eine höhere Miete für den Raum zu erreichen, da nun schon »die Kipperer« tot war.

Aber erst der Großvater. Ich war nicht ganz fünf Jahre alt und ging wie alle anderen auch, um mich von ihm zu verabschieden. Er trug eine Binde ums Kinn und über die Ohren, sie sollte das Kinn festhalten. Man sagte, dass er den zweiten »Schlag« gehabt hatte innerhalb weniger Wochen, was auch immer ein »Schlag« war. Vom linken Mundwinkel floss es bräunlich hinunter zur Kinnbinde, das musste vom Schlag sein. Mich führte meine Taufpatin Luise an der Hand, seine ältere Tochter, die liebe Schwester meiner Mutter Hedwig. Wir betraten mit anderen Leuten den Raum im ersten Stock des alten Hauses. Es roch wie in der Kirche betäubend und betörend. Ich erkannte das Zimmer nicht wieder, es war kahl, ausgeräumt, und in der Mitte lag der Großvater im Sarg, in schwarzen Anzug gekleidet. Einige mir unbekannte Pflanzen in Töpfen standen herum, vermutlich, um die Luft zu verbessern. Ich war

neugierig, sonst wüsste ich nichts von Gefühlen. Meine Mutter weinte. Auch nach dem Begräbnis legte sie lange Zeit – so erschien es mir wenigstens – eine schwarze Bluse nicht ab, auch schwarze Strümpfe zog sie an, merkwürdig für die Zeit, denn es war schon Sommer. Trotzdem, so sagte sie zu ihrer Schwester, wäre sie »froh« gewesen, die Bluse im Stölzle-Geschäft überhaupt bekommen zu haben, bei der Knappheit. Das Weinen und das Froh-Sein war für mich ein Widerspruch.

Die Aufbahrung zu Hause war damals noch üblich, wenn es einen geeigneten Raum gab. Die bürgerliche »Mittelschicht« wurde daheim aufgebahrt, die Armen kamen ins »Totenhäusl«. Es befand sich neben dem Eingang zum Friedhof und wurde abgerissen, als Jahre später, schon zu Wohlstandszeiten des Ortes, eine richtige Trauer- und Leichenhalle gebaut wurde.

Der Großvater wurde als »musisch« bezeichnet. Er sammelte Römersteine bei den Bauern der Gegend, meist fand er sie eingemauert in Haus- oder Stallwänden, kaufte sie dann den Eigentümern ab. Das schönste Exemplar fand er im Jahr 1920, es stammte von einem Hof aus dem Kainachtal, wo die Familie regelmäßig »auf Sommerfrische« war. Das Relief zeigt »Europa auf dem Stier«, eine in Österreich einmalige Darstellung dieses Motivs, wie Archäologen versichern. Der Stein war sechzig Jahre lang in die Fassade des alten großelterlichen Hauses eingemauert, bis Museumsleute aus Graz Kopien davon anfertigen ließen. Eine Kopie ersetzt an der Wand des Hauses das Original, das ins Köflacher Museum übernommen wurde, um es vor der Verschmutzung zu schützen. – Im Kunstführer

»Dehio Steiermark« von 1956 ist für die Stadt Köflach dieser Römerstein als einziges »profanes« Objekt neben der Pfarrkirche St. Magdalena verzeichnet. An der »steirischen« Europa erkennt man eine Art von Schürze um die Hüften, ihr Körper und der Stier sind ein wenig verwittert seit der Entstehung im zweiten Jahrhundert. Das Kainachtal ist übrigens für seine römischen Steinbrüche bekannt.

Das »Hochhauser-Grab« mochte ich so gern wie das alte »gotische« Haus. Der Grabstein war ein hoher Obelisk mit Namensinschriften von einer Familie »Regar«. »Das waren die Leute in Rosenthal, weißt du, von denen der Opapa die Chamotte-Fabrik gekauft hat damals, als er im Jahr 1911 von Frohnleiten hergezogen ist in die Weststeiermark.« Gut, nun kam er wieder zu den Regar, und viele Jahre lang lehnte schräg auf dem Grab eine nicht sehr große Steinplatte mit dem Namen des Großvaters Georg Hochhauser, geboren 1880, gestorben 1944, und zu lesen war auch, dass er »Baumeister und Leutnant der Reserve« gewesen war. Dass er die Schlacht am Isonzo im Ersten Weltkrieg überlebte, stand nicht auf der Tafel, aber darauf stand »PROVISORIUM«. Nie wieder habe ich so etwas gesehen außer auf diesem Grab mit dem Obelisken zwischen zwei Thuja-Bäumen – wie in Italien übrigens – an der östlichen Friedhofsmauer. Dahinter erstreckt sich eine Siedlung, 1940 bei ihrer Errichtung »Hermann-Göring-Siedlung« für die Bergarbeiter genannt, später Ostsiedlung, heute Barbara-Siedlung nach der Schutzheiligen der Bergleute. Auch Namen unterliegen dem Diktat der Historie.

*

Warum Angst? Ohne warum. Sie ist körperlich da und kann nicht weggeredet werden. Ich atme dagegen an. Wenn das Herz flattert und der Schlund eng wird – Angst ist Enge –, muss ich geduldig sein und die Verbindung suchen mit dem Ganzen. Schwer zu sagen, ob es besser ist, darüber zu sprechen oder in dem Augenblick nicht zu sprechen. Die Angst kommt nicht zugleich mit dem Schmerz, sondern wenn er nachgelassen hat, so wie das gelbe Blatt vom Baum fällt und die kleine wunde Stelle schmerzt, ehe neue Sprossen wachsen. Auch die Energieflüsse brauchen ihre Zeit.

Gerald erzählt von einem lang zurückliegenden Traum, den er als Geburtstraum erkannt hat. Es kam die Angst als Enge vor. Ich kenne auch solche Träume, muss mich durch Schläuche zwängen und bekomme kaum Luft. Es drückt mich und es scheint nicht mehr weiterzugehen, und dann plötzlich ein Durchbruch, es wird weit, die Schwere ist aufgehoben. Im Traum von Gerald auch noch der Kontrast von Dunkel und Licht, er musste eine Kathedrale durch ein Portal betreten und durch eine enger werdende Höhle verlassen, an deren äußerer Öffnung Licht flutete wie Wasser. Der Traum ist ihm in seiner Bedeutung erst viel später klargeworden. Ich sage, dass meine derartigen Träume auch mit dem Sterben zu tun haben.

Die früheste Erinnerung an Angst verbinde ich mit dem Besuch, den die Mutter im Jahr 1942 mit mir in München gemacht hat, um sich mit dem Vater zu treffen, der damals in der Schreibstube der Kaserne Freilassing als Gefreiter oder Obergefreiter seinen Dienst leistete. Dort in München wohnten wir im Haus der Verwandten und ich bekam eine Mittelohrentzündung mit hohem Fieber. Die Erinnerung

verflüchtigt sich nicht in eine erzählte Geschichte, sondern ich spüre noch die Angst, die mich packte, als ich in der Nacht aufwachte: Ich lag unter dem Bett, eingeengt, wusste nicht, wo ich war, und hatte Fieberphantasien. Lange wusste ich nicht, dass dieses Erlebnis der Angst kein Alptraum, sondern räumlich und zeitlich zu fixieren war.

*

Beim Säubern des Schachtes brauche ich nicht nur Schaufel und Bartwisch (von Jean Paul »Borstwisch« genannt, in seinem Roman »Siebenkäs«. In Berlin sagen sie Schippe und Handfeger – nicht so poetisch). Ich brauche auch Stemmeisen, Hammer und Zange, um den Gitterrost zu lösen, denn er ist festgetreten. Der Schacht ist eine gemauerte Vertiefung in der Terrasse vor der Türe ins Haus, ein Rost liegt darüber, über dem wiederum liegt eine weiche Matte zum Fußabstreifen. Unter dem Rost ist es dunkel. Da die Matte entfernt wird, wenn der Herbstregen einsetzt, fallen durch den Rost die Blätter und die Samen. Im Frühling ist es versäumt worden, dies alles zu beseitigen, was sich nun zu einem Kosmos entwickelt hat. Die Blätter und Ahornsamen locken Asseln an, bei Feuchtigkeit auch Schnecken. Drüber spinnen die Spinnen ihre Netze. Es sind nicht die kunstvoll geordneten, sozusagen elaborierten Netze der großen Spinnen in den Sträuchern im Sonnenlicht, sondern die dicht-wirren Gebilde, die auch im Gras bodennah zu finden sind. Sie sind in meinem Schacht durchwandert von Schnecken, schillernde Schneckenwege ziehen sich über die Spinnengewebe. Schon beim Abheben des Rostes reiße ich Wolken von Spinnweben heraus. Als die Schaufel in die Blätter und Ahornfrüchte fährt, fliehen

die Spinnen. Drei verschieden große verschwinden in den Ritzen des gemauerten Gelasses. Die Asseln sind nicht so flink und werden mit der Schaufel erfasst. Ihretwegen werde ich nachdenklich.

Unter den Herbstabfällen liegt Humus. Ganz unten sind die Blätter in Erde verwandelt. Das Wunder der Asseln.

Transformation der organischen in unorganische Materie. Hätte Immanuel (Kant) seine so schwierigen Sätze geschrieben, wenn er einmal in seinem Garten Laub weggeputzt hätte, die Regenwürmer und Asseln beobachtet und die Verwesung mitgedacht hätte? Vielleicht hätte er über die Kellerasseln nachgedacht und geforscht. Einer Legende zufolge vermutete er das Wunder andersherum: dass die Wanzen, die zu seiner Zeit eine Plage waren, in Betten und hinter Tapeten, durch Sonnenstrahlen entstünden, die auf die Tapeten fallen, und daher verbot er das Öffnen der Fensterläden. Es sollte dunkel bleiben wie in meinem Gelass unter dem Fußabstreifer (in Österreich »Tacke« genannt, nicht im Duden zu finden). Kant hatte wohl vergessen, dass es im Mutterschoß auch ziemlich dunkel war, wo er sich entwickelt hatte. Wäre er Dadaist geworden, wenn er sich daran noch erinnert hätte? Ich bekenne, dass ich sehr kleinlich bin – und ich lache.

*

Körperlichkeit. Diese Unruhe von innen, der Drang, etwas zu bewegen, und gleichzeitig die Unfähigkeit, etwas Geordnetes zu tun. Angst ist auch dabei, ich will das nicht leugnen.

»Das können Sie als etwas Positives sehen, dass Sie etwas bewegen möchten. Schlecht wäre es, wenn Sie inaktiv wären und wenn sich nichts rühren wollte.« Irgendetwas ist aus der Balance – da sind Aggression und Empfindlichkeit nicht ins Gleichgewicht zu bringen –, aber was heißt Gleichgewicht, es ist einfach viel Unruhe da. »Sehen Sie es so: Sie fühlen sich von außen wie belagert, es ist ein Einstürmen auf Sie von mehreren Seiten. Kehren Sie es doch um. Kehren Sie die Energieströme um.«

Die Realität ist das, was in unserem Kopf entsteht.

»Schauen Sie, diese schöne Himmelslandschaft, diese Wolken, die Sonne und ihr Verschwinden hinter den Wolken.« Ich denke mir, ich will autonom werden. Und doch brauche ich die anderen Menschen, ich will reden und ich will Gegenrede erhalten, ich will mich austauschen und trotzdem ich selbst bleiben. Ist das Bild von der Belagerung zutreffend? Warum wird von den drei Zitronen im Netz die eine grünschimmelig, die beiden anderen nicht? Ich bin alle drei Zitronen zugleich. »Eines schönes Tages.«

(1993/2018)

Porträts

Die »kleine Anna«

Der Titel wird später erklärt werden. Anna war für mich weder klein noch groß, sie wurde von mir nie irgendeiner Rubrik oder Kategorie zugeordnet, sie war einfach die Anna, in ihrer Kleiderschürze und mit ihrem Kopftuch, ohne welches sie nicht ihr Haus verließ. Ob sie mehr als diese eine Kleiderschürze besaß, ist mir nicht klar. Ob sie mehrere Kopftücher hatte, weiß ich auch nicht. Ihr Haar flocht sie zu einem Zopf, den sie dann zu einem Knoten drehte und im Nacken mit Haarnadeln feststeckte. Das Kopftuch wurde nicht unter dem Hals gebunden, sondern über die Ohren nach hinten gelegt und unter dem Haarknoten festgeknüpft. Die Zipfel des Tuchs standen recht keck weg.

Ich kannte und liebte sie seit meinem ersten Lebensjahr, und sie entzog sich jeglicher Beurteilung oder jeglichem Vergleich. Sie war da, und das genügte. Mir scheint, selbst auf den wenigen Fotografien, die es von ihr gibt, sieht sie immer gleich aus, ob sie mich als Kleinkind auf dem Arm hält oder dreißig Jahre später meinen Sohn in seiner Kinderzeit, immer Anna. Immer gütig war ihr Gesichtsausdruck, sie war der aufrichtigste und offenste Mensch.

Bei meinen väterlichen Großeltern war sie viele Jahre lang als Hausangestellte beschäftigt. Als sie mit knapp vierzig Jahren schwanger wurde, wechselte sie in den Haushalt meiner Kindheit. In unserem Wohnort war die Zentralheizung in Wohnungen noch unbekannt, so war die Bedienung von Küchenherd und Zimmerofen doch recht aufwendig. Da unser Vater als Obergefreiter im Krieg war und unsere Mutter mit mir und meiner jüngeren Schwes-

ter Gudrun Hilfe im Haushalt brauchte, kam Anna zu uns. Ihr kleiner Sohn Heimo wurde von ihren Eltern versorgt, er hatte zwar einen Vater, aber Anna war nicht mit ihm verheiratet, er war anderweitig gebunden. Sie teilte ihre unendliche Mutterliebe zwischen uns zwei Mädchen – wir waren 1939 und 1941 geboren – und mit ihrem 1940 geborenen Buben. Sie erschien in unserer Drei-Zimmer-Wohnung in der Frühe und verließ uns nach dem Mittagessen. Zu ihrer Aufgabe, bevor sie uns verließ, gehörte es, die Wohnküche sauber zu machen, das Geschirr zu waschen und den roten Boden, eine Art von sehr harter und glänzender Masse aus »Steinholz«, aufzuwischen. Unser Leben spielte sich um den Esstisch auf der Eckbank in der Küche ab, sie lag nach Süden. Das Wohnzimmer und unser Kinderzimmer lagen nach Norden zur Straße hin, das war für den Aufenthalt am Tag nicht so geeignet wie der Blick auf den sonnigen Hof und die Gemüsegärten des Mietshauses, in dem sechs Familien wohnten. Der Blick auf die Straße war zu jener Zeit sehr langweilig, nur wenn einmal jemand vorbeiging, fiel es uns ein, ihm Kirschkerne oder Apfelbutzen durch die Luke im Fensterbalken nachzuwerfen. Das gab dann naturgemäß heftige Schimpfe, auch von Anna oder von der Mutter.

Nach dem Mittagessen und ihrer Verpflichtung, unserer Mutter zu helfen, verließ sie uns. Ihr Weg nach Hause war in fünf Minuten erledigt, dann widmete sie sich dem Buben und ihren alten Eltern.

Ihr Vater Lorenz Scheucher war Bergarbeiter im Kohlebergbau unserer Gegend, aber in jenen ersten Kriegsjahren schon Rentner. Das Ehepaar war vor Annas Geburt von

Eibiswald, aus dem Bergbaugebiet in der südlichen Weststeiermark, gekommen, wohl wegen besserer Verdienstmöglichkeiten. Die Familie hatte zuerst in Untermiete in Lankowitz gewohnt, wo Anna am 3. Juli 1903 geboren wurde. Später zogen sie in eine »Werkswohnung« der Bergbaugesellschaft in Pichling, am südlichen Ortsrand von Köflach. Von dort aus besuchte Anna nicht nur die nahegelegene Volksschule Köflach, sondern danach ging sie noch einige Jahre in Voitsberg in die Handelsschule, natürlich zu Fuß, etwa eine Stunde. Es gab weder Autobus noch Fahrrad, und die Eisenbahn war zu teuer. Nach dem Schulabschluss erhielt sie Arbeit als Küchengehilfin im Gestüt Piber, wurde jedoch von der Mehrzahl der dort beschäftigten Männer sehr schlecht behandelt, und sie quittierte den Dienst von sich aus. Da begann sie dann im Haushalt meiner Großeltern Tax zu arbeiten. Sie liebte meinen Großvater, half ihm, der von Beruf Lehrer war, sehr gerne im Obstgarten, den er selbst um die »Villa« herum angelegt hatte. Sie erzählte uns Kindern noch lange nach seinem Tod (1932) von seinem freundlichen Wesen.

In den dreißiger Jahren gab es für Bergarbeiter die Möglichkeit, für etwa dreißigtausend Schilling ein kleines Häuschen aus Holz zu erwerben. Dorthin zog die Familie – nicht komfortabel, aber doch bequem – an den westlichen Ortsrand Köflachs, der damals noch Weyern hieß. Die Betten hatten jedenfalls Strohsäcke an der Stelle von Matratzen, erinnert sich Heimo, der sein Bett mit der Großmutter teilte oder teilen musste. Vater Scheucher samt Familie hätte im Ruhestand keinen Anspruch mehr auf eine Werkswohnung gehabt. Allerdings half er immer noch beim Straßenbau gerne aus, wohl um zur Rente noch etwas dazuzuverdienen. Zum Holzhaus komme ich noch später.

Köflach war erst im August 1939 aus einer Marktgemeinde zu einer Stadt erhoben worden, ohne große Feier, denn am 1. September des Jahres »brach der Krieg aus« beziehungsweise die deutsche Wehrmacht hatte Polen überfallen.

Meine Taufe fand noch ohne Anna statt, und zwar am 3. September 1939. Meine Mutter schrieb unter das Foto der Taufgesellschaft die unvergesslichen Worte: »Ein bedeutungsvoller Tag. England und Frankreich erklären Deutschland den Krieg.« Die »große Politik« sollte später noch in unser Verhältnis zu Anna hineinspielen.

Anna und ihre Familie waren sehr traditionell. Auch dass sie »Sozis«, also Sozialdemokraten (damals Sozialisten genannt) waren, entsprach ihrem Arbeiterstand. Die Eltern Lorenz (1875 bis 1944) und Anna (1870 bis 1950) wurden von der Tochter nicht geduzt. Sie sprach sie mit einem inzwischen völlig obsolet gewordenen Dual an, der höchstens noch in der Sprachwissenschaft bekannt sein dürfte; das klang etwa so: »Muata, möchts ös noch an Teller Suppn?« Dieses »ös« im Nominativ wird dann im Dativ zu »enk«, also hieß es dann: »Muata, hot enk die Suppn gschmeckt?« Nie wieder habe ich diese Ausdrucksweise außer in Annas Familie kennengelernt. – Mit meiner Mutter sprach Anna anders, es kann aber sein, dass sie sie mit »Ihr«, zweite Person Mehrzahl, anredete. »Guten Morgen, geht's Euch gut?« Meine Mutter liebte die etwa zehn Jahre ältere Anna bis zu deren Tod – in späteren Jahren duzten sie sich wohl. Mein Vater hingegen war immer »der Dokter«, obwohl sie ihn schon als Kind gekannt und betreut hatte.

Als der Krieg nicht endete und immer mehr Soldaten auf dem Schlachtfeld starben, fehlte es an Männern im Bergbau. Nicht dass jetzt Frauen – wie es bei uns hieß – »in die Grube« fahren mussten, in die Stollen, aber sie wurden für bestimmte Arbeiten leichterer Art benötigt. Meine Mutter sagte viele Jahre später, als wir keine Kinder mehr waren: »Der Goebbels hat damals gesagt, dass die Hilfen im Haushalt entlassen und in die Produktion versetzt werden müssen.« Das war im Jahr 1943. /Es gibt eine Edition von Dokumenten mit dem Titel »Nacht über Europa« über die Okkupationspolitik in Österreich und der Tschechoslowakei 1938 bis 1945, wo nachzulesen ist, dass ab dem Jahr 1943 die Produktion der Kohle und anderer industrieller und landwirtschaftlicher Erzeugnisse in den beiden besetzten Ländern intensiviert werden musste, weil im »Altreich« durch Bombardierungen bereits Ausfälle der Produktion in allen Bereichen merklich zunahmen; diese Publikation erschien im Pahl-Rugenstein Verlag in Köln 1988 und gibt sozusagen eine Erklärung dafür, dass »unsere Anna« – gegen ihren Willen – vom Haushalt in den Kohlebergbau wechseln musste. Gesagt werden kann durchaus, die weststeirische Braunkohle erreichte keineswegs etwa die Qualität der hochwertigen Steinkohle des Ruhrgebietes. Ob der Krieg ohne weststeirische Braunkohle früher beendigt worden wäre?/

Wir mussten uns von Anna verabschieden. Sie wurde Pumpenwärterin im Rosenthaler Karlschacht, sorgte also dafür, dass Tausende Bergarbeiter unter Tage nicht ersoffen, wenn ein Wasserrohrbruch gefährlich werden sollte. Anna hatte Frühschicht. Das heißt, sie verließ Haus, Kind und Eltern um fünf Uhr und begann ihren Dienst um sechs

Uhr, nach einem Fußweg von fünfundvierzig Minuten. Sie ging sehr schnell, aber es war doch eine weite Strecke nach Rosenthal zu den »Reichswerken Hermann Göring«, so hieß jetzt seit 1938 und bis 1945 die ehemalige Österreichisch-Alpine Montangesellschaft. Nach acht Stunden Aufsicht über die Pumpen machte sie sich zu Fuß auf den Heimweg. Etwa um 1950 wurde ihr von der Bergwerksgesellschaft eine andere Aufgabe zugeteilt, sie musste als »Aufräumerin« in Büros und Kantinen arbeiten. Der Grund dafür war, dass es nun wiederum Männer für »gehobene« Arbeit gab, sie waren teils als entlassene Kriegsgefangene, teils als Kriegsverletzte vorrangig für die »Pumpe« beschäftigt worden. Zu Annas Aufgaben gehörte nun auch Folgendes: Die Bergarbeiter in den Stollen bekamen damals ihr Trinkwasser unter Tage in sogenannten »Butschen«, Holzgefäßen für Trinkwasser, geliefert. Anna musste diese Gefäße, wenn sie leer ans Tageslicht kamen, sorgfältig mit Essig reinigen, bevor sie wieder mit Trinkwasser für die Kumpel in die Tiefe transportiert wurden.

Ich habe keine Ahnung, wie viel sie verdiente. Ich weiß nicht, wo und was sie für den Lebensunterhalt einkaufte. Es war damals, vor allem im Krieg und auch noch später, in Kleinstädten und Dörfern weitgehende »Selbstversorgung« nicht unüblich. Sogar manche Bauern erwirtschafteten nur so viel, wie sie für die Familie und die »Knechte und Mägde« brauchten; zum Verkauf außer Haus reichte es oft nicht. Ich erinnere mich, dass erst nach 1945 in Köflach erstmals jemand frisches Obst und Gemüse auf der Straße verkaufte: Es war ein Jugendlicher, ein sogenannter Volksdeutscher, der aus dem Südosten – dem ehemaligen Jugoslawien oder Rumänien – gekommen war und einfallsreich

genug war, damit seinen Lebensunterhalt zu verdienen und seine Existenz zu sichern. Er ging zu Fuß durch den Ort und trug auf einem Riemen vor seinem Bauch eine Art von Lade, darauf lag seine Ware.

Das Haus von Anna war mit einem Garten umgeben. Es gab Gemüse, frisch oder für den Wintervorrat »angebaut« wie etwa Erdäpfel. Und es gab Hühner. Der Hühnerstall lag in kleiner Entfernung vom Hauseingang mit der Holztreppe. Die Tiere lieferten Eier und Fleisch und hatten einen kleinen Auslauf vor ihrem Gehege. Wenn mein Sohn Johannes, damals Vorschulkind, »unsere Anna« in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts besuchte, liebte er es, ihr beim Füttern der Hennen und des bunten Hahnes zuzuschauen oder gar zu helfen. Und es gab wohl ein Apferl oder Ribisel und Himbeeren für ihn. – Erst später, als er etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt war, prägte er die neue Bezeichnung »Die kleine Anna« für unsere liebe, nun nicht mehr ganz junge Vertraute. Er hatte wohl fast schon ihre Größe erreicht, während sie, altersbedingt wie wir alle, etwas »kürzer« geworden war.

Anna hatte längere Zeit – bis zu seinem Tod – einen Freund, heute würde es »Partner« heißen. Er lebte bei ihr im Haus und hieß mit Vornamen Josef. Nie nannte sie ihn in ihren Erzählungen anders als mit seinem Nachnamen. Er war »der Legenstein«, er arbeitete auch im Karlschacht, nicht unter Tage, sondern am Laufband bei der geförderten Kohle, die nach Größe sortiert oder zerkleinert werden musste. Als er starb, ließ sie ihn im Grab ihrer Eltern bestatten. Sie waren vor dem Legenstein (1898 bis 1965) gestorben. Und nun ruht auch Anna bei ihnen.

Ihr Begräbnis fand in Köflach im Vorfrühling 1989 statt, sie hatte sich am 17. Februar von dieser Erde verabschiedet. Mein Vater Herbert, der sie sein ganzes Leben lang gekannt und voller Respekt behandelt hatte, soll eine bewegende Trauerrede gehalten haben. Leider konnte ich nicht an der Zeremonie teilnehmen, da in Berlin wohnhaft und berufstätig. Einige Monate später wurde der Trauerredner unserer »kleinen Anna« auf demselben Friedhof bestattet. Unser Vater war zweiundachtzig Jahre alt geworden, sie war mit fünfundachtzig Jahren gestorben, und wie es hier üblich ist zu sagen: Sie hat sich ihr ganzes Leben lang geschunden, ohne ihre Fröhlichkeit zu verlieren, zu der auch eine gewisse Zähigkeit gehörte. Immer war sie guter Laune und voller Liebe zu den Ihrigen, zu denen wir uns auch zählen durften.

Noch einmal sollte es, vor ihrem Tod, von außen einen Anlass für eine große Veränderung geben. Anna war inzwischen Rentnerin, aber immer noch aktiv, sie lief noch täglich schnell durch die Stadt, um einer älteren Freundin in Haushalt und Garten zu helfen. Der Sohn Heimo war längst beruflich etabliert, er hatte die Schlosserei gelernt und war gut untergebracht als Betriebsschlosser in der hiesigen Glasfabrik. So war unserer Anna auch ein bisschen langweilig, wenn sie allein zu Hause »herumwerkeln« sollte.

Das Holzhaus lag an der Hauptverkehrsstraße, die nach Nordwesten, zu Fabriken und Steinbrüchen führte. Der Lastwagenverkehr hatte seit den sechziger Jahren stark zugenommen, vom Personenwagenverkehr gar nicht zu sprechen. Die Bewohner des Zentrums litten unter Lärm und Schmutz. Die Gemeinde entschloss sich zum Bau einer

Umfahrungsstraße südwestlich der Stadt. Und das Haus der Familie Scheucher stand im Weg. Also musste es weichen.

Im September 1983 bezogen Anna und der Sohn die neue Unterkunft. Sie wurde ihnen nicht weit vom alten Heimathaus zur Verfügung gestellt. Die »kleine Anna« war jetzt achtzig Jahre alt und man wäre nicht erstaunt gewesen, wenn ihr die Umstellung schwergefallen wäre. Aber ganz im Gegenteil! Sie freute sich über das moderne, große Fertighaus, das schöne Esszimmer, das bequeme Badezimmer. Auch ein Gärtlein für Gemüse und Zierpflanzen war rund um das Gebäude zu bewirtschaften. Einzig und allein der Hühnerstall war für immer verloren, das neue Grundstück war für solch einen Luxus nicht geeignet. Außerdem kaufte man jetzt ohnehin die Eier im Supermarkt.

Das alte Holzhaus machte also der Autostraße Platz. Es wurde jedoch nicht zerstört und »entsorgt«, wie es heute so hässlich heißen würde. Es wurde sorgfältig abtragen und originalgetreu etwa zwanzig Kilometer entfernt auf der Alm – in der Nähe der Ortschaft Pack – errichtet, für eine Familie als Wochenendhaus während der Sommermonate. Es steht heute noch.

Für mich ist dies symbolisch für den Wechsel der Funktionen von Objekten und Angewohnheiten. Und Anna hat nie gejammert über Veränderungen, sie war immer flexibel, obwohl sie vielleicht diesen Terminus nicht gebraucht hätte. Dies zu deinem Gedenken, große liebe Anna.

(2019)

Hedwig Wingler-Tax, 1939 in Rosenthal an der Kainach geboren, Dr. phil. mit einer Arbeit über den österreichischen Philosophen Edmund Husserl, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Graz (1964-1967) und an der Technischen Hochschule Darmstadt (1967-1975). 1973 bis 2000 wohnhaft in Berlin, u. a. am Regional-Museum Charlottenburg tätig (Ausstellungen zur Zeitgeschichte). Sohn Johannes aus der Ehe mit dem deutschen Kunsthistoriker Hans Maria Wingler (1920-1984). Seit 2000 in Köflach wohnhaft, Verfasserin der Informationstafeln des »Köflacher Stadtrundganges«. Seit 50 Jahren regelmäßig Essays in der Grazer Literaturzeitschrift *manuskripte*, zahlreiche Beiträge in Publikationen zu Philosophie und Literatur.

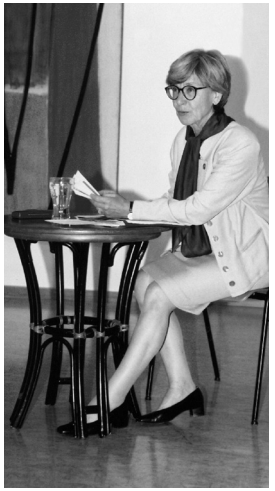
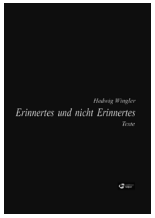


Foto Agathon Koren

Hedwig Wingler in der edition keiper:



Erinnertes und nicht Erinnertes

103 Seiten, gebunden
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-14-9

Seit etwa zehn Jahren schreibe ich tagebuchartige Texte, die ich ›Briefe vom Land‹ nenne – sie schildern die Befindlichkeit, an zwei voneinander entfernten Orten daheim zu sein. Die Texte beziehen sich auf Anlässe, in einem Rahmen, der mehr als meine Privatheit einschließt. *(Hedwig Wingler)*

Hedwig Wingler in der edition keiper:

Welt. Krieg. Götter. Grenzen.

264 Seiten, Broschur
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-97-2

Von den hier wiedergegebenen 19 Buchvorstellungen erschienen 17 zuerst in den „manuskripten", zwei weitere wurden in der Wiener Zeitschrift „Zwischenwelt" publiziert. Hedwig Wingler hat immer nur, seit vielen Jahrzehnten, über Bücher geschrieben, die ihr lesenswert und wichtig waren. Verrisse hat es nicht gegeben, auch keine bevorzugte literarische Gattung. Die Bandbreite reicht von Romanen über historische bzw. autobiografische und dokumentarische Werke bis zu essayistischen „Büchern des Fragens" und zu einem Gedichtband mit fast epischer Perspektive. Es sind 15 im Original deutschsprachige Bücher sowie vier Übersetzungen aus dem Georgischen, Ungarischen, Italienischen und amerikanischen Englisch. Alfred Kolleritsch betont in seinem Nachwort, der Bezug zu zeitgeschichtlichen Themen sei allen hier besprochenen Büchern gemeinsam. Die Romane wie die dokumentarischen und historischen Arbeiten nehmen gesellschaftlich-politisch relevante Inhalte auf, um unserer Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten. Dies gilt insbesondere für die Werke mit Schauplatz Österreich.

Die besprochenen Bücher sind von: Werner Tom Angress; Jürgen Becker; Roberto Calasso; István Eörsi; Sherko Fatah (3); Margit Franz und Heimo Halbrainer; Barbara Frischmuth; Arno Geiger; Walter Kappacher; Ursula Krechel (2); Tamta Melaschwili; Richard Obermayr; Saul K. Padover; Hanspeter Padrutt; Peter Waterhouse; Paul Wühr.